

1991

Reprint



Traumschläger

TransAtlantik, begründet von Hans Magnus Enzensberger und Gaston Salvatore, wollte Anfang der achtziger Jahre den Traum von einem deutschen Intelligenzblatt verwirklichen. Bald aber wurden die Gründer herausgedrängt, und das Münchner Magazin dümpelte in Richtung Unbedeutung. Ein Nachruf *Weiter >*

Von Gundolf S. Freyermuth

Ein rauschendes Fest in der Schwabinger Tengstraße; und berauscht sind auch die meisten Gäste in der weitläufigen Altbauwohnung. Wir wohnen einem Abend bei, wie ihn sich die Verfasser von Literaturgeschichten mit leuchtenden Augen ausmalen - nach Ablauf einiger Jahrzehnte, versteht sich.

»Alle lächeln, manche traurig, manche zynisch. Gefeiern wird, mit reichlich Wein, der Abschied von der Monatszeitschrift *TransAtlantik*. Ein Leichenbegängnis also - oder handelt es sich nur um eine Scheintote?«

Gut gefragt ist halb geahnt, liebe Chronistin der *Süddeutschen Zeitung*. Erinnern wir uns weiter:

Das Totenfest bietet alles, wonach Kulturhistoriker lechzen: Ratscherei und Randalen, Kabale und Klagen. Nicht nur ein bedeutendes literarisches Unternehmen wird zu Grabe getragen. Zwei richtige und gewichtige Schriftsteller prügeln sich, Freundschaften gehen zu Bruch, und Romanzen bahnen sich an, die in Romanen enden werden.

Mächtige, mächtigere und fast schon ohnmächtige Redakteure sind in der Gästeschar; frohlockende Konkurrenten, die sich ihrer Siege von Pyrrhus und Umgebung freuen, Autoren aller Bekanntheitsgrade, von »international« über »bald nicht mehr« bis »noch

gar nicht«. Ein neues Großprojekt wird geplant, das nicht minder bedeutend sein wird als das just verblichene; ein vorlauter Autor des Hauses verwiesen.

Das Roastbeef, als letzte Amtshandlung in der Redaktion angegart, mundet ausgezeichnet, und last not least erscheint ein reitender Bote mit einer ganz echten einstweiligen Verfügung, die den Todesfall, der gefeiert wird, bestreitet und allzu frühe Trauerbekundungen unter Androhung harscher Folgen untersagen will.

Was zum Teufel, mag sich der Uneingeweihte fragen, hat es mit dieser *TransAtlantik* auf sich? Warum soviel Theater um ein Blättchen, das nicht genug Käufer fand? Und genau das ist der Punkt: *TransAtlantik* war kein schnödes Printmedien-Objekt. *TransAtlantik* war ein Traum.

Seit die Insassen entwickelter Gesellschaften aus Raum- und Zeitgründen nicht mehr nur direkt, sondern über die Medien miteinander in Kontakt treten; seit es Presse und deren Freiheit gibt, träumt jede Generation einen solchen Traum. Und manchmal erfüllt sich die Sehnsucht vom Ende der intellektuellen Einsamkeit.

Manchmal werden Zeitschriften für historische Augenblicke zu Sprachrohren einer verstreuten Avantgarde-Gemeinschaft, deren Interessen, Behauptungen und Gelüsten die Zukunft gehört. Dann scheinen diese Blätter plötzlich aus mehr als Papier zu bestehen. Um sie ranken sich Anekdoten und Mythen, und ihre Namen werden noch nach Jahrzehnten mit Ehrfurcht genannt. In ihnen gelingt die Selbstverständigung einer Generation, sie betreiben die Fortsetzung der öffentlichen Diskussion mit anderen Mitteln.

Als während der französischen Revolution binnen vier Monaten nicht nur vierhundertfünfzig Debattierclubs entstanden, sondern auch zweihundert Periodika, zeigte sich das Bedürfnis überdeutlich. Seitdem reißen in unseren bürgerlichen Gefilden die Versuche nicht ab, Zeitschriften zu begründen, die mehr bieten als die Übermittlung von Nachrichten und mehr sind als verlagsstrategisch für Hinz und Kunz plazierte Zeit-ohne-Geist-Produkte.

Die *Fackel* war, im Wien der Wende zum 20. Jahrhundert, ein solches Zentralorgan der Epoche. Die zwanziger Jahre kamen dann auf den Seiten der Berliner *Weltbühne* oder des *Querschnitt* zu sich selbst. Und was die wilden Sechziger angeht, streiten sich, auf sehr verschiedenem Level, *Twen*, *Konkret* und das *Kursbuch* um die Ehre.

Als ihre Zeit abgelaufen ist, am Beginn des luxurierenden achten Jahrzehnts, tritt *TransAtlantik* an, begründet von den Schriftstellern Gaston Salvatore und Hans Magnus Enzensberger, der schon besagtes *Kursbuch* auf seinem Produzentenkonto hat, und den Journalisten Heinz van Nouhuys und Marianne Schmidt, die ihr Geld mit dem fleischrosigen Männerblatt *lui* verdienen.

Gemeinsam verkünden sie im Oktober 1980 »das Ende der Bescheidenheit«. Die Republik sei erwachsen genug, sich ein Magazin für den mündigen Leser leisten zu können, der »seiner inneren Unsicherheit, der Lächerlichkeit, der Banalität, dem kleinkarierten Zuschnitt seines Lebens entrinnen« will. Notwendig für ein solches Unternehmen sei es, zwei isolierte »Kasten« zusammenzubringen: »die Journalisten, die Schwierigkeiten beim Schreiben haben, und die Autoren, die Probleme beim Recherchieren haben«.

Dieser Teil des Unternehmens gelingt, zum ersten Mal seit dem kulturkonservativen Desaster der Nazi-Zeit. Und das nicht nur auf der Ebene großer Namen. In den ersten zwei, drei Jahrgängen schreiben viele junge Autoren journalistische Originalbeiträge, die ohne *TransAtlantik* kaum entstanden wären. Irene Dische, Bodo Kirchoff, Pieke Biermann, Joseph von Westphalen, Jochen Missfeldt, Rainald Goetz, Detlef Blettenberg, Christoph Ransmayr ...

Für viele von ihnen dürfte dasselbe gelten wie für mich selbst: Ohne die transatlantische Aufforderung wäre ich, geblendet von einem elitär-beschränkten Literaturverständnis, nie auf die Idee verfallen, Reportagen zu verfassen.

Den qualitativen Erfolg schafft *TransAtlantik* auf Antrieb und mit schlafwandlerischer Sicherheit. Ökonomisch aber ist das Ergebnis keineswegs traumhaft. Über die Auflage ist nichts Genaues bekannt. Hunderttausend heißt es anfangs, später sechzig-, vierzigtausend.

Einmal treffe ich, damals bereits selbst Redakteur von *TransAtlantik*, im Flugzeug einen Chefredakteur von Gruner+Jahr, der mir mit wissender Miene die Zahl zwanzigtausend zuraunt. Erstunken und erlogen, denke ich.

Doch am Ende sprechen jene, die es immer wussten, ungeniert von »nie mehr als fünfzehntausend«. Kurzum: Beim breiten Publikum hält sich die Liebe zu *TransAtlantik* in Grenzen. Und zwar in so engen, dass die Verträge mit Enzensberger und Salvatore nicht verlängert werden.

Zeit fürs große Leichenbegängnis.

Von ihm berichtet unsere leidlich neutrale Chronistin: »Dann hält Enzensberger eine Abschiedsrede für die Redaktionsmitglieder, die *TransAtlantik* verlassen haben: Karl Markus Michel, ›der unser Chefredakteur war, auch wenn er sich heftig dagegen sträubt‹, Gundolf Freymuth, Bernd Bexte, Katharina Kaefer und Monika Dobler.« Wie bestellt, klingelt es an der Tür. Vom Trauerspiel wandelt sich die Szene zur Boulevardkomödie: Ein Bote stellt der trunkenen Gesellschaft ein amtliches Schreiben zu. Es untersagt, auf Antrag des Verlages, den Feiernden »wörtlich und / oder sinngemäß« zu verkünden: »*TransAtlantik* sei ohne Mitarbeit der Herren Dr. Enzensberger und Gaston Salvatore tot«.

Die Chronistin vermerkt »Heiterkeit«. Und ich erinnere mich, dass ich regelrecht Kopfschmerzen vor Lachen bekam.

Lange schon nämlich liegt heute, in den frühen neunziger Jahren, dieser Abend des ersten Todes von *TransAtlantik* zurück. Nicht solange wie das Ende der Namenscousine *Transatlantic Review*, die von Ford Madox Ford im Paris der zwanziger Jahre herausgegeben wurde und bei der Paps Hemingway, damals noch Jüngling, als Redakteur diente. Aber immerhin schon acht Jahre und ein paar Monate. Die zitierte Augenzeugin war

niemand geringeres als Ursula von Kardoff, nun selbst schon tot. *TransAtlantik* aber hat, wie es die Chronistin schon ahnte, diesen Abend überdauert. Das leichenblasse Leben nach dem Tod begann.

Da dies geschrieben wird, im Winter 1991, kämpft die zähe Tante *TransAtlantik*, schnöde verstoßen von allen (*Spiegel*-) Eierköpfen, mal wieder mit dem Koma. Und ein erneutes letztes Mal besuche ich sie in dem Münchner Hinterhof-Großraumbüro, den die Zombie-Zeitschrift seit ein paar Jahren mit den Resten des Nouhuys-Schmidt-Imperiums teilt.

Dessen Flaggschiff *lui* weilt inzwischen ebenfalls nicht mehr unter uns, auf dem Türschild stehen *Penthouse* und *NewMag*, ein neues Lifestyle-Magazin.

Heinz van Nouhuys, der hemdsärmelige Haudegen, graue Eminenz des bundesdeutschen Boulevard-Journalismus, kommt mir auf dem Gang entgegen. Ihm die Hand zu schütteln, diesem Genie der Generosität, das nicht zuletzt Tag für Tag die eigenen Möglichkeiten verschenkt, macht in Sekunden mehr Vergnügen als die Lektüre der letzten drei Nummern von *TransAtlantik*, durch die ich mich auf dem Hinflug gequält habe.

Marianne Schmidt sitzt, einer unermüdlichen Krankenschwester gleich, sorgenvoll an ihrem Schreibtisch, so tief über ein Manuskript gebeugt, als wolle sie ihr Gesicht hinter den mittellangen dunklen Haare verbergen. An der Wand hängt das März-Cover des Magazins - das wohl letzte. Es zeigt ein schweres Eisengitter in Abwärtsbewegung. Klappe zu, Affe tot.

»Dieser Text muss raus«, sagt die Chefredakteurin. Auch Reinhard Hesse, ihr langjähriger Stellvertreter, ist beschäftigt: »Ich will noch ein Manuskript metzgern.«

Untergangsstimmung dräut zwischen der niedrigen Decke und dem grauen Plastiknoppenboden. In einem Wasserglas auf seinem Schreibtisch schwimmt ein kleiner, sterbender Trieb. Draußen läuten die Glocken, als gehe es auf das letzte Stündlein.

Marianne Schmidt lächelt müde. Ihr Kampf um *TransAtlantik* verlief nach jenem rauschenden Leichenbegängnis unspektakulär. Still und leise wurde der juristische Erbstreit mit den geistigen Vätern beigelegt. Geld heilte, wie bei Auseinandersetzungen zwischen Autoren und Verlegern üblich, alle Wunden. Das Heft selbst dümpelte von Ausgabe zu Ausgabe, mit wechselnden Redaktionen, bescheidenen Ressourcen und nur noch vierteljährlichem Erscheinungsrhythmus. Die Auflage fiel unter 10 000 Stück.

Die vollmundigen Ankündigungen erwiesen sich immer mehr als leere Versprechungen, das Magazin wandelte sich zur Wundertüte, an der besonders verwunderte, wie wenig in der bleischweren Hülle steckte.

In dem Blatt »verdichteten« sich keine Gedanken, keine Sehnsüchte mehr. Sang- und klanglos verdrückte es sich aus der vordersten Linie intellektueller Auseinandersetzungen und vegetierte dahin wie jene »Käseblätter«, die in der Weimarer Republik groß gewesen waren und deren Fortvegetieren im Exil Tucholsky bedauerte.

Lang waren die Artikel noch, aber selten gut. Das Spiel mit der Sprache wich zunehmend einem Kampf mit deren Regeln. Prätentiose Langsamkeit ersetzte die reaktions-schnelle Souveränität, die das Blatt unter Enzensbergers Ägide geprägt hatte.

»Auf den ersten Blick sahen die Hefte aus wie die alte *TransAtlantik*. Aber es war eine routinierte Nachahmung«, hat Karl Markus Michel, Chef des *Kursbuch*, gesagt, als ich ihn vor ein paar Tagen in Berlin anrief. Von seinem Talent, noch mittelmäßige Artikel so zu redigieren, dass ihre stumpfen Sätze zu funkeln beginnen, profitierte *TransAtlantik* zwei gute erste Jahre lang: »Mein Widerwillen beginnt schon beim Stil, der kein knap-

per journalistischer Stil ist, aber auch kein literarischer. Sondern eine blumige Sprache voller Überflüssigkeiten. Beim Lesen möchte man ständig ganze Sätze wegstreichen ...«
Hilflos geriet *TransAtlantik* auf den abschüssigen Weg des deutschen Feuilletons: hohe Ansprüche, bombastische Gesten, geringe Leistungsfähigkeit. Dröges und Ödes, eine schütterere Emphase verdrängte die spöttische Leichtfüßigkeit. Stück für Stück wurden die ungewöhnlichen Gedankensplitter, die *TransAtlantik* ausgezeichnet hatten, von groben Blöcken schwerer Kultursülze erschlagen. Das Ende, der zweite Tod, schien nicht mehr fern, und nicht ohne Erleichterung sahen gerade die Freunde des Blattes es kommen.

Doch statt dessen kam der *Spiegel*, sei's aus wahrer, also verständlicher Liebe, sei's in der arroganten Annahme, reich sein sei alles. Was die Hamburger 1989 für viel Geld zu kaufen meinten - die Anzahl der Millionen schwankt je nach Quelle -, bleibt ein Rätsel. Jedenfalls, solange man in materiellen Werten denkt: Von dem Titel einmal abgesehen, gab es nur einen beachtlichen Haufen Schulden, zwei nicht sehr erfolgreiche Journalisten sowie ein Jahre altes und recht überholtes Rezept.

Verständlich wird die Transaktion erst, wenn man mit in Rechnung stellt, dass *Trans-Atlantik* eben kein Magazin, sondern ein Traum war. Ein publizistischer Traum, wie ihn viele träumen. Ihn zu verwirklichen wäre in Deutschland wohl wirklich niemand besser geeignet gewesen als der *Spiegel*. Nicht was *TransAtlantik* seit Jahren bot - ein plum-pes Imitat ihrer selbst -, sondern was die Zeitschrift mal sein sollte, mochte die Millionen für das marode Objekt rechtfertigen.

»Wir waren alle der Meinung, dass der *Spiegel* als Werbemedium ausreicht, um *Trans-Atlantik* durchzusetzen«, sagt Marianne Schmidt in trotziger Trauer, als sie ihre Arbeit beendet hat. »Aber es reichte nicht.«

Der *Spiegel* übernimmt: Die Welt erwartet Veränderungen. Doch was geschieht? Nichts Nennenswertes. Die größte Neuerung ist die Rückkehr zur monatlichen Erscheinungsweise. Darüber hinaus fällt nur die Unfähigkeit zur Innovation ins Auge. Die Rumpf-Redaktion blieb. »Wir waren immer unterbesetzt, und das hat sich beim *Spiegel* nicht geändert«, sagt Marianne Schmidt.

»Waren keine höheren Investitionen zugesichert?«

»Wie ich es verstehen musste, schon. Aber dann kam die Wiedervereinigung, man war mit der DDR beschäftigt, ich bin immer wieder getröstet worden. In der Zeit habe ich mich mal mit Enzensberger unterhalten, und der hat gesagt: Dann können Sie es bleiben lassen.«

»Kam Ihnen nie der Gedanke, dass *TransAtlantik* gründlich hätte renoviert werden müssen?«

»Warum sollten wir viel ändern, wenn wir von der Richtigkeit überzeugt sind«, sagt Marianne Schmidt. »Außerdem wollte der *Spiegel* genau diese *TransAtlantik* und keine andere.«

Der Verlag bestreitet das: Dort habe man schnell erkannt, dass das zehn Jahre alte Konzept nicht mehr trug (- zumal es nur mechanisch und unlebendig exekutiert wurde). Die potentiellen Leser dachten genauso: Von zweitausend Interessenten, die nach der Übernahme ein Gratis-Heft bestellten, konnten sich fünfunddreißig zu einem Abonnement entschließen. Die Remissionen im Vertrieb lagen bei katastrophalen sechzig Prozent. Vier Millionen reinen Heft-Kosten standen 1,3 Millionen an Einnahmen gegenüber.

Doch lange Monate geschah nichts. Gedankenlos ließen die Hamburger Zahlherren ihre Neuerwerbung im Münchner Society-Sumpf stecken, zu dessen vornehmsten kulturellen Errungenschaften die Gehirnerweichung zählt.

Unter diesen äußeren Bedingungen war eine einschneidende Verbesserung kaum möglich. Zu den etwas farbigeren Illustrationen - die graphische Gestaltung hielt das Niveau, vielleicht weil der Art Director in Hamburg saß - packte man debile Bildzeilen: »1954 wollte man Marlon Brando oder James Dean, heute kriegt man dafür Mickey Rourke«. (Wofür, bittschön?)

Aufs traditionell textfreie Cover klebte man fette Titel im millionenfach erprobten Stammelstil. (Nichts gegen Illu-Titel, die an den lallenden Trottel in uns appellieren, aber warum sollen wir in unseren Trottel-Phasen statt *Bunte* oder *stern* ausgerechnet *TransAtlantik* kaufen?)

Als Krönung gab's monatlich ein Editorial, das so klang, als habe Kanzler Helmut K., den Gott der Gerechte uns als Geißel gab, nunmehr das Wort zum Sonntag ergriffen:

»Hinschauen, nachfragen, dokumentieren. Es sind so simple Dinge, die heute ein ›Kulturmagazin‹ wie *TransAtlantik* vielleicht unverzichtbar machen.«

Goldene Worte. Welchem Fan fallen dazu nicht die Zeilen aus der Eigenwerbung ein: Das Blatt biete »Autoren, die etwas zu sagen haben«.

Schade nur, dass sie es nicht aufgeschrieben haben.

Natürlich hat man oft Gemurre gehört«, sagt Reinhard Hesse, den Feinde als den »Karl Kraus von Untermenzing-Ost« schätzen. »In Kneipengesprächen hörte man, was gerade in gewissen Fluren der Ost-West-Straße Meinung war. Ohne Absprache mit der Redaktion sind Verhandlungen mit verschiedenen Leuten geführt worden. Aber offensichtlich hat es die berühmten Zauberer nicht gegeben, die ein besseres *TransAtlantik* hätten machen können.«

Wer ist nun der Bösewicht in diesem Drama?

Das nicht zahlende Publikum?

»Es gilt, das Haupt in Trauer zu neigen«, hieß es in der Münchner AZ: »Die Kaufleute beim *Spiegel* verloren die Geduld.«

Der *Spiegel* also?

Wenn ja, welche Teile desselben? Denn das Gewissen der Nation ist so dreigeteilt, wie es Deutschland nie sein wollte: Ein Viertel gehört Rudolf Augstein, ein Viertel dem Verlag Gruner+Jahr, und die restliche Hälfte befindet sich im Besitz der Mitarbeiter, reichen Mittelständlern, die eifersüchtig ihre Pfründe hüten.

»Zum Schluss war's wohl die Mitarbeiter KG«, sagt Marianne Schmidt, »die lieber ihre Gewinne ausbezahlt bekommen wollte, als in uns zu investieren.«

Läge die Gewinnbeteiligung pro Kopf und Jahr bei hundert Mark, für *TransAtlantik* wären dreißig, vierzig Pfennige abzuzweigen gewesen. Am jährlichen Zahltag geht es für jeden der kollektiven Kapitalisten jedoch um etliche Tausend, und die *TransAtlantik*-Prozentchen wollten die armen reichen Damen und Herren in der eigenen Kasse klingeln hören.

Schäbig, gewiss, und ein weiterer Beweis dafür, dass die Mittelklasse unfähig zum Mäzenatentum ist. Aber müssen diese Motive zwangsläufig zu diesen Resultaten führen?

»Wenn das Blatt wegen der äußeren Bedingungen, wie Sie sagen, nicht so gut sein konnte, wie es hätte sein sollen«, frage ich: »Wäre es dann nicht besser gewesen, einzustellen, statt unter Niveau zu wurschteln?«

»Das können Sie meinen, wie Sie wollen«, sagt Marianne Schmidt, und gerade weil sie es leise sagt, klingt es sehr böse. »Aber all die Jahre war das Blatt schließlich mein Privatvergnügen.« Sie holt Luft. »Und jetzt ist der *Spiegel* ja Ihrer Meinung.«

Staatsmännischer beklagt Reinhard Hesse den Einstellungsbeschluss als »Presse-Tragödie«. Dabei betont er wieder und wieder die »literarische« Qualität von *TransAtlantik*, und mit jedem Mal verstärkt sich mein Verdacht, dass für ihn »literarisch« ist, wenn man viel lesen muss: Literatur als Strafe, als Selbstkasteiung.

Für wen sollte die Unverkäufliche erhalten bleiben?

»Es gibt«, behauptet Hesse kühn, »eine nur durch ihre Liebe zu *TransAtlantik* zu umreißende soziologische Schicht, die sich in allem anderen unterscheidet, nach Beruf, Ansicht, Stand.«

»Wenn Ihnen jetzt jemand genügend Kapital anbieten würde, um weiter zu machen wie bisher?«

»Nein.« Marianne Schmidt schüttelt trotzig den Kopf. »Ich nicht mehr. Ich habe zu viel hergegeben. Ich habe nachts und am Wochenende gearbeitet, für andere Zeitschriften geschrieben und die Honorare in *TransAtlantik* hineingestopft, ich war verschuldet bis über meine Scheitellinie ... Jetzt ist Schluss.«

Reinhard Hesse, der meinte, ab 1. April 1991 zusammen mit Harald Eggebrecht die »Chefredaktion« zu übernehmen, aber hofft auf ein Leben auch nach dem zweiten Tod. »Man verhandelt weiter«, sagt er. »Der *Spiegel* hat versprochen, den Titel freizugeben, wenn jemand glaubhaft macht, dass er das Blatt weiterführen will und kann. Es gibt viel Gedrösel und Gemunkel, aber noch nichts Konkretes, über das ich reden könnte.«

Verlagsleiter Burkhard Voges verrät, dass bei Betrachtung der Sachlage sämtliche vier Interessenten erschreckt von der Schippe gesprungen sind. Aber ausgeschlossen ist nichts: Zeitschriften, die einen unverwirklichten Traum bedeuten, neigen dazu, Wiedergänger zu werden (siehe die Schicksale von *Weltbühne*, *Twen* oder *Vanity Fair*).

TransAtlantik jedenfalls ist derweil zu heruntergekommen, um noch in Schönheit zu sterben: Too old to die young.

Einst wollte es die besten Federn versammeln. Nach seinem ersten Tod plusterte das Magazin sich auf, dann musste es Federn lassen, und zuletzt war es gerupft wie gesprungen, ob man es las oder nicht.

Altpapier zu Altpapier. Requiescas in Päckchen! Sanft und ruhig, meine Liebe, bis dich Nostalgiker und Reprinter wiederentdecken werden.

Oder was meinen Sie, Herr Enzensberger?

»Ach, ich ...«, sagt Hans Magnus Enzensberger und schaut ebenso versonnen wie gelangweilt aus dem Fenster seines Penthouses am Englischen Garten, hinaus in jene vage Ferne, wo hinter dem Schnee von gestern die Ewigkeit liegen mag: »Ich möchte dazu nur eine segnende Gebärde machen.«

info

Dieses Werk ist unter einem Creative Commons Namensnennung-Keine kommerzielle Nutzung-Keine Bearbeitung 2.0 Deutschland Lizenzvertrag lizenziert. Um die Lizenz anzusehen, gehen Sie bitte zu <http://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/2.0/de/> oder schicken Sie einen Brief an Creative Commons, 171 Second Street, Suite 300, San Francisco, California 94105, USA.

Impressum

DRUCKGESCHICHTE

Traumschläger. Nachruf auf TransAtlantik. In: TEMPO, März 1991, S. 86-89.

Überarbeitete Fassung nachgedruckt unter demselben Titel in: Endspieler. Vom Aufstieg und Fall des schönen Lebens. Reportagen, Essays und Erzählungen. 287 Seiten. Edition Tiamat: Berlin 1993, S. 239-249.

DIGITALER REPRINT

Dieses Dokument wurde von Leon und Gundolf S. Freyermuth in Adobe InDesign und Adobe Acrobat erstellt und am 30. Juni 2008 auf www.freyermuth.com unter der *Creative Commons License* veröffentlicht (siehe Kasten links). Version: 1.0.

ÜBER DEN AUTOR

Gundolf S. Freyermuth ist Professor für Angewandte Medienwissenschaften an der ifs internationale filmschule köln (www.filmschule.de). Weitere Angaben finden sich auf www.freyermuth.com.

